

Gastkolumne

Der Vertrag mit der EU ist gescheitert. Was nun?

Ist das Rahmenabkommen erst einmal mit Anstand beerdigt, braucht es eine Pause – und dann einen nüchternen Neubeginn



Paul Widmer

Das Rahmenabkommen steht vor dem Aus. Die Verhandlungen kommen nicht voran. Bundesrat Ignazio Cassis dürfte demnächst das Gespräch mit der EU noch auf höchster Stufe suchen. Aber viel zu erwarten ist nicht. Die Differenzen sind zu gross. Danach dürfte er dem Gesamtbundesrat beantragen, die Verhandlungen abzubrechen. Endlich drückt der Bundesrat den Reset-Knopf. Er handelt richtig. Dieser Vertrag muss vom Tisch. Aber man soll die EU nicht zusätzlich mit einer gnadenlosen Debatte im Parlament und einem Volks-Nein demütigen. Beide Seiten müssen das Gesicht einigermaßen wahren können. Eine schonende Formulierung für den Abbruch zu finden, das ist jetzt die dringlichste Aufgabe der Diplomatie.

Denn eines ist sicher: Mag das Rahmenabkommen auch scheitern, über kurz oder lang werden wir mit der EU wieder verhandeln. Doch vorher sollten wir drei Dinge tun: erstens Lehren aus den abgebrochenen Verhandlungen ziehen, zweitens eine Standortbestimmung vornehmen und drittens neue Ziele setzen.

Die Lehren lassen sich in drei Imperativen zusammenfassen: Hände weg von jedem Vertrag, der die unselige Guillotine-Klausel ausbaut! Keine dynamische Rechtsübernahme ohne praktikable Schutzklausel! Und

kein Vertrag, der dem Europäischen Gerichtshof das entscheidende Wort gibt!

Zur **Standortbestimmung**: Die Schweiz steht nach dem Scheitern nicht vor dem Nichts. Alle bilateralen Abkommen mit der EU laufen weiter. Zugegeben, der Zugang zum Binnenmarkt könnte erodieren, wenn die EU die Markt Zugangsabkommen nicht mehr anpassen und keine neuen Abkommen abschliessen will. Aber diese Gefahr ist nicht gross. Denn die EU hat selber ein starkes Interesse an den Verträgen. Und selbst allfällige Nachteile, etwa bei den technischen Handelshemmnissen, hielten sich in Grenzen. Warum? Da ist einmal der Aussenhandel mit der EU. Dieser ist für die Schweiz sehr wichtig. Richtig ist aber auch: Seine Bedeutung sinkt. Die grössten Wachstumsmärkte liegen nicht in der EU, sondern in Fernost und in Amerika. Dazu ein paar Zahlen: Die Warenexporte nach Deutschland stiegen zwischen 2000 und 2019 um 63 Prozent, jene in die USA jedoch um 154 Prozent. Früher war Deutschland der weitaus wichtigste Absatzmarkt. Nun liefern sich die beiden Länder ein Kopf-an-Kopf-Rennen. Und die Exporte nach China waren letztes Jahr erstmals grösser als jene nach Italien oder Frankreich.

Etliche global operierende Firmen fürchteten, die Schweiz könnte mit einem Rahmenabkommen ihre Exportchancen ausserhalb des EU-Binnenmarktes schmälern. Weshalb sollte sich ein asiatischer Kunde noch für eine Schweizer Firma entscheiden, wenn diese ein Angebot zu den gleichen Bedingungen unterbreiten muss wie die Konkurrenz aus der EU? Ein verbesserter Zugang zum EU-Markt darf nicht auf Kosten unserer weltweiten Wettbewerbsfähigkeit gehen.

Dann die Erneuerung von bestehenden Verträgen. Demnächst ist das Medtech-



Die grössten Wachstumsmärkte liegen nicht in der EU, sondern in Fernost und in Amerika.

Abkommen an der Reihe. Der Branchenverband der Medizintechnik malt schwarz für den Fall, dass die EU das Abkommen nicht erneuert. Andere sehen es nüchterner. Erfahrene Medtech-Manager weisen darauf hin, dass Schweizer Firmen ihre Produkte heute schon in der EU zertifizieren lassen – aus dem schlichten Grund, weil es dort billiger ist. Man könnte die Schweizer Produkte sogar bei der US-Arzneimittelbehörde registrieren lassen. Wie schon bei der Börsenäquivalenz darf man sich nicht ins Bockshorn jagen lassen. Es gibt Alternativen.

Das Gleiche gilt für die Forschungszusammenarbeit. Das Parlament hat bereits über sechs Milliarden Franken für die Beteiligung an «Horizon Europe» bewilligt. Vermag ein solcher Betrag – gekoppelt mit der Qualität unserer Hochschulen – nichts zu bewegen, müsste man am Nutzen unserer Diplomatie zweifeln.

Zu den neuen **Zielen**: Unser Wille zur Zusammenarbeit mit der EU darf nicht erlahmen. Aber wir müssen pragmatisch vorgehen. Vorerst ist eine Auszeit angesagt. In dieser Phase sollte man Dinge regeln, die nichts mit dem EU-Markt Zugang zu tun haben, etwa das Forschungsabkommen oder die Kohäsionsmilliarde. Sodann sollten wir uns für die Wiederbelebung der Welt Handelsorganisation einsetzen. Mittelfristig sollte die Schweiz auch Modelle wie ein Freihandelsabkommen à la Kanada prüfen. Und langfristig dürfen wir nie vergessen, dass es in unserem Verhältnis zur EU nicht nur um eine wirtschaftliche Erfolgsrechnung geht. Es geht, allen Unkenrufen zum Trotz, auch um unser eigenständiges Staatswesen.

Paul Widmer ist Diplomat und Sachbuchautor.

Medienkritik

Sandro Brotz belehrt die Schweiz



Aline Wanner

Sandro Brotz ist ein stolzer «Arena»-Moderator und spätestens seit der Corona-Pandemie ein leidenschaftlicher Moralist. Beneidenswert klar weiss er seit Monaten, was zu tun (die staatlichen Massnahmen unterstützen und im Zweifel verschärfen) und was zu lassen (die Massnahmen zu kritisieren und sich dagegen zu wehren) ist.

Vergangene Woche demonstrierten ein paar Tausend Leute in Liestal, Baselland, gegen die Corona-Regeln. Nun kann man sicher feststellen, dass es nicht besonders visionär ist, sich in einer Pandemie ohne Masken und Abstand zusammenzurufen, wenn man eigentlich will, dass sie endet. Wem das nicht klar war, dem half Oberlehrer Brotz auf Twitter: «Jene, die gegen #Corona-Massnahmen demonstrieren, sind dieselben, die nicht dagegen demonstrieren müssten, wenn sie die Massnahmen konsequent einhielten. Aber das ist dann wohl zu hoch für Flat Earther. #justsaying»

Brotz' Bemerkung löste viele Reaktionen aus. Er wurde dafür gelobt – vor allem aber auch beschimpft. «Weltwoche»-Journalist Alex Baur bezeichnete Brotz als «fatalste Fehlbesetzung» des Schweizer Fernsehens. Das ist natürlich übertrieben und Brotz' bisweilen intellektuell dürftiger Meinungsseifer auch kein Anlass, ihn massiv zu beleidigen. Nüchtern betrachtet aber ist klar: Brotz ist SRF-Journalist und Moderator, er hat eine grosse öffentliche Wirkung und sollte sich mit seiner persönlichen Einschätzung zur epidemiologischen Lage und den politischen Konsequenzen zurückhalten. Überhebliche Häme sollte er sich ohnehin sparen.

Zumal es auch ohne Brotz immer genügend Leute gibt, die gerne bereit sind, online und gratis auf der richtigen Seite zu stehen: Weit über 30 000 Tweets mit dem Hashtag #NoLiestal wurden bereits abgesetzt. So versichern sich die Absender gegenseitig, wie unglaublich vernünftig sie sind.

Aline Wanner ist Redaktionsleiterin des Magazins «NZZ Folio».

49 Prozent

Mehr Dreck im Kinderzimmer



Patrick Imhasly

In der Welt herrscht eklatante Ungerechtigkeit – beim Umgang mit dem Nörgeln. Gibt man bei Google den Begriff «nörgelnde Kinder» ein, wird man überschwemmt mit guten Ratschlägen zuhnden von Eltern. Sie klingen so: «Wenn Kinder ständig jammern», «Erziehung: Quengelnde Quälgeister» oder «So hört dein Kind auf zu quengeln». Gibt man stattdessen den umgekehrten Begriff ein («an den Kindern herumnörgeln»), so erscheinen mehr oder weniger dieselben Einträge. Wie Kinder ihre Eltern bändigen können, die ihnen auf die Nerven gehen, wird nirgends erklärt.

In der vergangenen Woche habe ich mir die Mühe gemacht, festzuhalten, wie oft und wofür genau meine Frau und ich unsere

beiden Söhne – inzwischen 12 und bald 15 Jahre alt – kritisiert haben. Hier eine kleine Auswahl:

- Mir passt es überhaupt nicht, wenn der Jüngere während des Essens unter dem Tisch die Beine ausstreckt und seine Füsse auf dem gegenüberliegenden Stuhl ablegt.
- Meine Frau findet es nicht toll, wenn er auf ihr asiatisches Reisgericht mit pikant gewürztem Poulet eine halbe Tube Mayonnaise gibt und findet, nur so schmecke das Essen richtig gut.
- Ich kann es partout nicht ausstehen, wenn er die Tube Mayonnaise dabei nicht ordentlich ausdrückt, sondern zerknittert wie ein Blatt Papier, so dass überall Löcher entstehen, aus denen die Mayonnaise unkontrolliert rausquillt, wenn ich die Tube das nächste Mal in die Hand nehme.
- Ich kann es nicht haben, wenn der Ältere zum wiederholten Mal seine schmutzigen Fussballschuhe in der Küche stehen lässt und die Aufforderung, dies gefälligst zu unterlassen, auf taube Ohren stösst.
- Meine Frau treibt es auf die Palme, dass er seinen «Kopf bei jeder Gelegenheit mit Trash füllt», wie sie sagt – also etwa mit Videos des

Youtubers Hector Panzer, der sich durch das Ex-Trinken von Flaschen voller Wodka oder Jägermeister einen Namen gemacht hat, oder mit Serien wie «The Walking Dead», in der Zombies die Welt übernehmen.

• Mich schaudert es, wenn er nicht nur seine Schulbücher auf dem Küchentisch liegen lässt, sondern auch seine Atemschutzmaske, die er den ganzen Tag getragen hat.

«Ihr hackt ständig auf mir herum, das nervt», sagt der Ältere. Und der Jüngere findet: «Ihr kritisiert mich für Dinge, mit denen ihr gar nichts zu tun habt und die euch deshalb egal sein sollten.» Damit kein falscher Eindruck entsteht: Es sind zwei wunderbare Söhne. Sie sind anhänglich, können über ihre Gefühle reden, sie sind meist bemüht um eine gute Stimmung in der Familie und machen es toll in der Schule sowie als Fussballer in ihrem Klub. Warum also sind wir Eltern dermassen auf das Negative fixiert? Es ist mir ein Rätsel, aber ich frage mich, ob es nicht besser wäre, wir würden ab und zu etwas mehr Verständnis für die Bedürfnisse unserer Kinder aufbringen.

Kürzlich hat der Psychologe Fabian Grolimund im Magazin «Fritz+Fränzi» gewarnt:



«Ihr hackt ständig auf mir herum, das nervt, sagt der Ältere.»

Eltern sollten ihre Kinder nicht zu oft kritisieren. Vor allem jüngere Kinder lernten nach einem negativen Feedback langsamer und machten dann nur noch mehr Fehler.

«Kinder lernen extrem gut über Anleitung. Aber sie schalten auf Durchzug, wenn wir sie ständig darauf hinweisen, wie man etwas nicht macht», schrieb der Fachmann. Das hat das schlechte Gewissen in mir geweckt. Immerhin erklärte Grolimund auch, er wolle keineswegs bewirken, dass man sein Kind gar nie mehr korrigiere. Und als Hilfestellung bietet er den Eltern an, sich insbesondere diese Frage zu stellen: «Was würde meinem Kind wirklich dabei helfen, sich auf dieses Thema einzulassen, Fortschritte zu erleben und dabei auch noch eine schöne Erfahrung zu machen?»

Das ist ein Tipp, mit dem ich etwas anfangen kann. Ich habe deshalb beschlossen, dass ich die dreckigen Socken im Zimmer des Kleinen künftig konsequent liegen lasse und dass ich das Zimmer des Grossen am Morgen nie mehr lüfte. Mal schauen, was passiert.

Patrick Imhasly ist Redaktor im Ressort Wissen der «NZZ am Sonntag».